

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 106.

Freitag, 7. Mai.

1915.

Klippen.

Nachdruck verboten.

(13. Fortsetzung.)

Roman von Helene Schöde-Seller.

„O — Hans“ — weiter kam sie nicht. Die ganze Welt schien hinter ihr und vor ihr in Nebel zu versinken — und sie stand allein stütlos — haltlos. —

Er mißdeutete den Ausruf.

Hörte daraus einen Vorwurf und fuhr fort:

„Wirf mir nichts vor — Erle — ich habe den Bettel zerrissen und keinem der verleumderischen Worte geglaubt. Sage mir nur — daß — daß — ich recht getan habe — den Brief ins Feuer zu werfen — und daß ich nie — nie mehr daran zurückzudenken brauche.“

Sie wagte nicht ihm ins Gesicht zu schauen.

Ihr schwindelte. Vor ihren Füßen gähnte der Abgrund. Die Stunde hatte geschlagen, die sie Wochen vorher schon vorausgesehen hatte und trotzdem traf sie sie so plötzlich, daß sie wie ohnmächtig zurücktaumelte.

Nun reden — nun bekennen — nun sühnen. — Es lag in ihrer Hand. — Die Gelegenheit würde nie wiederkehren. —

„Habe ich nicht recht daran getan, Erna?“ wiederholte ihr Mann, der in ihrem Schweigen nur eine Aufwallung ihres empörten Stolzes sah.

Die Beichte erstarrte auf ihren Lippen.

Blas, wie einer, der vom Grabe zurückkehren muß, wandte sie sich nach ihm um und sagte, langsam — tonlos — als läse sie diktierte Worte vor.

„Ja — Hans — du hast recht daran getan.“

Der Augenblick war verstrichen. Sie hatte ihn vorbeiziehen lassen. Er würde nicht wiederkehren. Vor ihr ragte die Klippe, die sie nicht hatte besteigen können und sperrte sie ab vom Land des Friedens.

Sie hatte zum zweitenmal den Mann, den sie liebte, betrogen.

So schwach war sie.

X.

Es war an einem trüben Dezembertag.

Draußen fielen die ersten Schneeflocken — wirbelten durch die Luft und verwandelten sich in Wasser und Schmutz, sobald sie die Straßen berührten.

Es war die Zeit der kurzen Tage und langen Abende, da man in den Häusern enger aneinander schließt um wärmende Herde und brennende Lampen. Die Zeit, da der Wanderer an die Heimat und das Elternhaus zurückdenkt, da der Einsame doppelt das Verlassenheit empfindet und jeder sich nach Menschen sehnt, nach dem Leben drinnen im Haus, weil draußen der Tod herrscht.

Die Zeit, da man träumt von einem eigenen weichen Nest, in dem man zu zweien wohnt — nah aneinander geschmiegt — so warm — so glücklich, daß man nichts merkt von Schneegeflöhen und schneidenden Winden.

Nickling saß beim Frühstück — vor ihm lag die Morgenpost, die er noch nicht geöffnet hatte. Er dachte an Silde — dachte, daß ihre Liebe ihm solch Nest bereitet hätte.

Nun begann er die Briefe zu öffnen. Einer von ihr war dabei, in dem sie ihm sagte, daß sie an dem Nachmittag mit Nöschgen ausgehen müsse und ihn erst am

folgenden Tag erwarte. Ein anderer von seiner Frau, die auf zwei Tage verreist war und sich für den Abend ankündigte. Endlich ein Brief mit zierlicher, frauenhafter Handschrift, der aus Berlin gestempelt und an Erna adressiert war.

Nickling dachte, es sei eine Einladung für seine Frau und öffnete ihn, um darauf zu antworten, falls es sich um ein five o'clock zum heutigen Tage handelte.

Er brach den Umschlag auf und fing an zu lesen. Aber schon nach den ersten Worten verdunkelte sich sein Gesicht — und je weiter er kam — desto furchtbarer wurde in seinen Zügen der Ausdruck von Zorn.

Er schleuderte das Papier von sich. Wie zum Kampf ballten sich seine Hände. Die Adern auf seiner Stirn schwellen an. Die Augen sprühten vor heftigster Erregung. Wer hatte ihn geschrieben? Was hatte das zu bedeuten? Wer unterstand sich, seine Frau „mein Lieb“ zu nennen?

Sofort zuckte durch den Wirrwarr seiner Empfindungen die Erinnerung an den anonymen Brief, den er vor einigen Wochen erhalten hatte.

Sollte doch etwas Wahres daran gewesen sein? Sein Stolz bäumte sich auf.

War es möglich?

Hatte sie ihn hintergangen? Ihn betrogen — ihn belogen? Seinen Namen — seine Ehre in den Schmutz gezogen?

Er rang nach Atem wie einer, der dem Erstickten nahe ist.

Noch einmal griff er zu dem Brief und versuchte, ihn ruhig zu lesen, um zu einer Klarheit zu gelangen.

Es waren nur einige Zeilen. Ein heißes Fluchen um Antwort — der Sehnachtschrei eines liebenden Herzens — — und ohne Unterschrift.

Er las die Worte wieder und wieder, bis er sie auswendig wußte, bis jedes sich wie mit Keulenschlägen in sein Gedächtnis festgeißelt hatte.

Sein Herz pochte wild.

Jetzt zu ihr gehen — sie zwingen, die Wahrheit zu sprechen — wissen, wer der Mann war, der es wagte, ihr solche Leidenschaftsworte zu schreiben.

Und als es ihm bewußt wurde, daß er darauf bis zum Abend warten mußte, meinte er, es sei mehr, als er würde ertragen können. In ohnmächtigem Zorn die Stunden dahinschleichen zu lassen — — im Dunkeln bleiben und mit der Ungewißheit ringen müssen — während der andere vielleicht — wer konnte das wissen? — ihr entgegengerast war und im Herzen über den gutmütigen Gatten lachte, der nichts ahnend zu Hause saß?

Noch nein — das war nicht möglich.

Der Brief enthielt ein heißes Bitten um Antwort, die augenscheinlich schon lange auf sich hatte warten lassen. Es war kaum anzunehmen, daß Erna sich ein wirkliches Vergehen hatte zuschulden kommen lassen — und übrigens — wo — wie — warum wäre das möglich gewesen? Sie war nicht die Frau, sich wegzumwerfen. Sie spielte, flatterte, flirtete. Aber dabei blieb es auch.

Sinter diesen beruhigenden Gedanken verschanzt, die jeden Augenblick durch eine fieberhafte Spannung und stürmende Zweifel niedergeworfen wurden, wartete er die Stunde ihrer Ankunft ab.

*

Es war 10 Uhr, als Erna Nidling nach Hause kam. Ihr Mann saß im Wohnzimmer und schien auf sie gewartet zu haben.

Etwas Drückendes, Unbehagliches lag in der Luft, als habe das, was er in den verflossenen Stunden durchlebt hatte — sich der Atmosphäre mitgeteilt. Erna empfand es und eine dumpfe Beklemmung bemächtigte sich ihrer.

Sie suchte sie abzuschütteln und begann von ihrer Fahrt und ihren Verwandten zu erzählen.

Er ließ sie sprechen — doch sie mußte merken, daß er kaum auf ihre Worte hörte.

„Hatte er —“

Sie wagte nicht, die Vermutung auszudenken. Die Angst packte sie.

Das Gespenst, das sie verfolgte seit jenem Tag, da sie nicht den Mut zur Wahrheit gefunden hatte, stand vor ihr.

Eine Pause entstand, die wie Bleigewicht lastete.

„Ich bin müde — ich möchte zu Bett gehen“, sagte sie, um nur zu sprechen und die peinliche Stille zu unterbrechen.

„Du kannst gleich gehen — ich möchte dir nur vorher einen Brief zeigen, der einer Aufklärung bedarf“, sagte er.

Er sprach sehr ruhig und warf die Worte kühl und leicht hin weg.

Keine Muskel in dem Gesicht zuckte. Nur die Augen lebten und bohrten sich in die ihren fest.

„Ein Brief?“

Die Stimme zitterte ein wenig.

Diesmal entging ihm ihre Erregung nicht und mit aufwallendem Zorn dachte er: „Sie fürchtet sich. Also hatte sie etwas zu verbergen.“

Doch äußerlich zwang er sich zu einer gleichgültigen Gelassenheit.

„Ja — ein Brief — vielleicht kennst du schon die Handschrift?“

Sie wartete — blaß — regungslos.

Er zog einen Brief aus seiner Tasche — glättete mit einer furchtbaren Ruhe den Bogen, den er in jähem Ausbruch seines Zornes zerknittert hatte und legte ihn ihr vor.

„Nun, was sagst du dazu?“

Kalt — hart — unheimlich die Stimme.

Sie warf einen Blick darauf und erkannte die Handschrift.

Sie wurde aschfahl, und ein Beben durchlief ihren Körper.

„Nun, was sagst du dazu?“ immer derselbe gedämpfte Tonfall, unter dem der Zorn brütete. Sein Blick ruhte schwer auf ihr — bannend — lähmend, daß sie keinen Gedanken fassen, kein Wort über ihre Lippen bringen konnte.

„Hast du nichts zu antworten? Sprich!“ Schwer atmend kam er auf sie zu.

„Sprich. — Die Wahrheit will ich wissen.“ Seine Erregung wuchs. Ihr Schweigen war ihm ein Beweis ihrer Schuld.

„Laß mich lesen.“ Sie nahm den Brief ihm aus der Hand.

Da sah sie, daß er an sie gerichtet war. In ihrer Bestürzung hatte sie gar nicht überlegt, daß Keimer an sie und nimmer ihrem Manne schreiben würde.

Er hatte also den Brief erbrochen. Er hatte die Worte gelesen, die für sie geschrieben worden waren. Mit welchem Recht?

„Sprich — Erna — ich will es!“ Jetzt schrie er sie an und faßte rasch ihre Hand.

Da lehrte die Bestimmung ihr zurück.

„Mit welchem Recht erbrichst du die Briefe, die für mich bestimmt sind?“ sie hatte plötzlich ihre Ruhe zurückgewonnen.

Er aber beherrschte sich nur noch mit Mühe.

„Du willst ausweichen?“ herrschte er sie an. „Diesmal soll es nicht gelingen. Was hat der Brief zu bedeuten? Ich will es wissen.“

So fest hielt er ihre Hand umklammert, daß sie vor Schmerz hätte aufschreien mögen.

„Du hast den Brief geöffnet — du weißt, was darin steht. Bedarf es noch einer weiteren Antwort?“ versetzte sie, nun auch selbst noch kaum fähig, sich im Zügel zu halten.

„Wer ist der Mann?“ Neuchend sprach er die Worte aus, die den ganzen Tag in ihm gegärt hatten.

Sie schwieg.

Mochte kommen, was kommen mußte, sie würde den Namen ihm nicht ausliefern.

„Wer ist der Mann?“ wiederholte er wild mit brennenden Augen.

Sie schweig und preßte entschlossen die Rippen aufeinander. Der Troß wallte in ihr auf und verscheuchte jedes Reuegefühl.

„Willst du ihn nicht nennen?“

Sie maß sich mit fieberheißen Blicken. Das Gesicht durchwühlte von Leidenschaft.

„Sprich“ — die Stimme war fast tonlos vor gewaltig ausbrechendem Zorn.

„Ich werde ihn nicht nennen“, versetzte sie dumpf und versuchte sich von ihm loszureißen.

Er fühlte, wie die Wut ihn packte, daß er kaum noch Herr seiner Sinne war.

(Fortsetzung folgt.)



Wahrhaft große Männer sind immer einfach — ihr Betragen ist immer ohne Kunst und ohne Schminke. Klinger.

Die letzten Tage von Tsingtaus Belagerung.

Der Superintendent der Berliner Mission in Schantung C. J. Boskamp hat mit mehreren anderen Angehörigen der Mission die Belagerung von Tsingtau bis zu Ende mitgemacht. Mehrere Missionare traten als Soldaten ein, ein Sohn Boskamps erlitt den Heldentod. Boskamp hat ein Tagebuch über die Ereignisse geführt, das er jetzt veröffentlicht hat: „Aus dem belagerten Tsingtau“, Tagebuchblätter von C. J. Boskamp, Buchhandlung der Berliner evangelischen Missionsgesellschaft, Berlin NO. 43. Wir geben daraus Schilderungen der letzten Tage vor dem Einzug der Japaner:

„7. November. — Und nun folgen die Tage aufeinander, die uns eine Ewigkeit dünkten, und deren Eindruck uns begleiten wird bis in die letzte Stunde: Tage unaussprechlichen Grauens, Tage des Heldentums, wie ihn die Weltgeschichte seit den fernsten Zeiten als leuchtendes Vorbild preist, Tage des inneren Sieges über alle äußere Not und Drangsal.“

Der furor teutonicus brach los wie ein verzehrendes Feuer, daß die Feinde ein Grauen überkam vor solchem unbeugsamen Mute und solcher Todesfreudigkeit. „Wir haben Tsingtau eingenommen“, sagte nach dem Sturme ein höherer japanischer Offizier, „aber ihr Deutschen seid Sieger geblieben.“

Der japanische General, — ein Mann mit dem Gesichte eines alten Römers, wie ich ihn auf seinem Pferde durch die Stadt reiten sah, — soll das Verlangen ausgesprochen haben, den Kommandeur der Bismarck-Batterie kennen zu lernen, der mit solcher todringenden Sicherheit beim ersten Schusse aus den schweren Haubitzen die japanischen Geschützstellungen der Artillerie immer wieder zerstörte.

Am 4. November morgens, als das nächtliche Feuer zu einem Stillstand gekommen war, wurde ich an das Telephon gerufen. In der Hochschule, die am Meere liegt, an der Grenze der Linie der Beschießung, verlangte ein Verwundeter

nach mir. Ich wußte, daß es jetzt galt, die Zähne zusammenzubeißen. Es konnte einer unserer Brüder sein, eine innere Stimme sagte mir: „Es ist dein Gerhardt!“ —

Belend schritt ich durch die stillen Straßen, die so grauhaft öde und gerissen dalagen. Aus den Kellerlöchern krochen Chinesen hervor mit verstörten Mienen. Automobile mit der Genfer Flagge und mit bleichen Verwundeten jagten an mir vorüber.

Ich fragte in den weiten Räumen nach dem, der mich gerufen. Man sah mich mitteilend an. Eine Schwester führte mich in ein Klassenzimmer, das nun für Verwundete eingerichtet war. Ja, da lag mein armer Junge, totenblaß mit eingefallenen Wangen und dem Sterbensausdruck in den lieben Augen. „Kommst du, Papa?“ sagte er mühsam, „ich glaube, mich hat's ordentlich zugerichtet.“ Ich strich ihm die eiskalte, nasse Stirn und gab ihm einen Kuß auf den Mund. „Gott wird alles recht machen, mein Kind.“ — Er nickte leise. Der Oberstabsarzt Dr. P., ein Pastorensohn, trat ein und drückte mir tiefbewegt die Hand: „Ich will es Ihnen nur gleich sagen, daß wir kaum Hoffnung haben für Ihren Sohn. Er hat einen Schuß durch den Rücken bekommen, der seine Eingeweide gerissen hat.“

Da sah ich am Bett meines Knaben. Meist war er bewußtlos, dann öffnete er auch wieder die Augen, sprach einige Worte und fiel dann wieder in Schlaf. Ich betete mit ihm den alten Sterbevers: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmutz und Ehrentleid.“ — „Kennst du auch den Schluß davon, mein Kind?“ — Er nickte und sprach langsam weiter: „Damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd eingeh'n.“

Still und sanft ist dann mein lieber Junge gestorben, und ich habe ihm noch einen Gruß mitgegeben an sein unvergeßliches, totes Mütterchen. — Ich bin dann den weiten Weg zurück durch die Stadt gegangen in das Gassenviertel, wo das Lazarett Höpfi liegt. Links und rechts legten die Geschosse daher, aber mir war's, als ginge das alles mich gar nichts mehr an. Ich dankte dem Herrn, daß er mir vergönnt hatte, 1½ Stunde lang neben meinem sterbenden Kind zu sitzen und Abschied zu nehmen.

Als ich das Haus erreichte, war das feindliche Feuer in seiner ganzen Stärke wieder ausgebrochen. Im Laufe des Vormittags sandte mir der Gouverneur der Stadt einen herzlichen Brief. Was mich ganz besonders freute, war ein Note aus dem Infanterieregiment, wo mein armer Junge zuletzt Vorposten stand, und wo seine näheren Kameraden waren. Es ist gewiß ein mutiges Wagnis, mitten durch das anhaltende feindliche Geschützfeuer das Automobil zu führen, nur um mir einen Brief des Oberleutnants Sch., der stellvertretend das Infanterieregiment befehligte, zu überbringen. In dem Brief heißt es: „In dem lang aufgeschossenen, schwächlichen jungen Soldaten, der so knabenhaft aussah, habe ich einen außerordentlich mutigen jugendlichen Kämpfer kennen gelernt, der sich oft freiwillig zu schweren Posten meldete.“

Ich habe den starken Gemeinssinn des deutschen Volkes hier auf unserem kleinen beschränkten Felde so recht bewundern gelernt. Als die Japaner einrückten, waren selbst die in preußischer Schule des Generals Medel erzogenen Offiziere starr, als sie hörten, daß in unseren Verteidigungslinien den stürmenden Feinden, die etwa 35 000 Mann stark waren, nur etwa 3200 Deutsche gegenüberstanden, die sich fast drei Monate lang gehalten haben. Und rechnet man gegenüber den japanischen Verlusten von 10- bis 12 000 Mann unsere 150 Tote und gegen 250 Verwundete und Gefangene — die Zahlen der deutschen und japanischen Artillerie habe ich schon oben angegeben —, so muß man jagen, es ist dies, nächst Gottes wunderbarer Hilfe, nur durch die wundervolle Disziplin, die völlige, unbedingte Hingabe an die große Sache, die brüderliche Eintracht, die Kameradschaftlichkeit und Freundschaft, die zwischen den Leuten herrschte, zu erklären. Mir ist dieser lebensprägende Geist der deutschen Nation in diesen Tagen des Feuers und des Todes eines der gewaltigsten Zeugnisse gewesen auch für die tiefe Gottesfurcht, die in dem Herzen unseres Volkes lebt.

Als die ersten deutschen Gefangenen, von japanischer Infanterie eskortiert, in die Stadt zurückkehrten, sangen sie mit lauter Stimme: „Deutschland, Deutschland über alles“. Dann mußten sie halten, um die japanischen Soldaten passieren zu lassen. Als letzter Trupp kamen Engländer. Da, wie auf ein Kommando, spudeten unsere Leute aus und wenden sich ab.“

Aus der Kriegszeit.

Eine große Frage.

Lydditbomben hat Engelland
Erfinden und zuerst verwandt.
Das Krämervolk tät sich nicht schämen,
Die Buren durch giftige Gase zu lähmen.
Als droh ein gefangener Bur geklagt,
Hat lachend ein englischer Hauptmann gesagt:
„Bur, sieh doch mit Verstand dir an,
Was der Engelländer nicht alles kann!
Dann wirst du zweifellos dich gern
Beugen dem hochbegabten Herrn.“

So ritterlich, wie mit den Buren sie stritten,
Streiten auch heut mit den Deutschen die Briten,
Und die Herren Franzosen, die machen's wie sie!
Doch wehe! Der Michel, ein Kraftgenie
Und Schwerenöter (mit Vergnügen!)
In jeder, auch in der schwarzen Kunst,
Entseßelt bei Ostwind noch böse Gase
Und treibt sie den Feinden in Maul und Nase.
„Goddam“ — so flucht John Bull für sich —
Der stinkt wahrhaftig noch besser als ich! —
Doch ob John Bull nun auch sich gern
Beugt dem noch höher begabten Herrn?

Friedrich van Hoffa.

Der allgegenwärtige Feind. Eine hübsche Selbstverspottung gewisser Äußerungen des „französischen Geistes“ bringt ein Mitarbeiter des „Journal des Débats“, der unter dem Titel „Die umstürzlerische Musik“ folgendes schreibt: „Ich bin einem sehr unzufriedenen Manne begegnet. „Dieses Mal“, sagt er zu mir, „geht es wirklich zu weit. Vorkottieren wir Wagner, schön; dieser Kerl hat uns genug Böses zugefügt. Aber „Werther“, mein Herr, den „Werther“ von Massenet, ein so französisches Werk! Hat man ihn nicht schon in Lyon verboten, und noch dazu in einer Vorstellung zum Besten der Verwundeten!“ „Um so schlimmer für die Verwundeten“, sage ich zu ihm, „aber über alles das Prinzip. Was man in Wagner fürchtet, ist ja nicht Musik, Sie sagen es selbst, sondern der deutsche Gedanke. „Werther“ war von Goethe, ehe Massenet ihn schuf.“ „Aber, mein Herr, die Musik! . . .“ „Nein, der Gedanke, mein Herr! Wissen Sie, was er getan hat, der Werthergedanke? Er hat den guten gesunden Menschenverstand Frankreichs vergiftet; die liebende Modistin, die ihr Kohlenbeden anzündet und ihre Manfärde zuspottet, ist ein Opfer Werthers.“ „Sie haben vielleicht recht“, jenseits der Wagnerfeinde. „Es ist schädel Ich liebe den zweiten Akt so sehr. Schließlich bleiben uns aber so viele Meisterwerke, die niemand etwas schulden.“ „Nicht so sehr viel“, antwortete ich. „Rechnen Sie nicht auf Faust und nicht auf Fausts Verdamnis? Ich weiß, daß einer von unseren Komponisten nur den ungarischen Marsch darin achtet und im übrigen das Werk von Berlioz hinnehmen will, vorausgesetzt, daß man die Brabançonne an Stelle des Rakosch-Marsches spielt. Aber das sind nur halbe Maßregeln, Kompromisse, die eines aufrichtig empfindenden Herzens unwürdig sind. „Faust“ ist deutsch; berauben wir uns also aller dieser Fausts.“ „Rechnen Sie nicht auf Mignon? Die rührende Mignon, die Vorsehung aller Familien, die die Verlobung aller bürgerlichen Leute miterlebt hat!“ „Mein Herr, die kleinen Bürger mögen sich verloben, wo sie wollen; aber Mignon ist deutsch, sie ist eine Tochter Goethes, aus seinem Wilhelm Meister entlaufen — es tut mir leid für Ambroise Thomas. Ich bedauere auch Paul Dukas. Sie werden ebenso wie ich seinen „Zauberlehrling“ bewundern; wir werden ihn nicht mehr hören, denn er ist nach einer Ballade von Goethe geschrieben.“ „Ach, dieser Goethe! . . .“ „Ja, dieser Goethe ist nicht beiseite zu bringen, ein ganz schlimmer Kerl — ich habe es in der „Revue des Deux-Mondes“ gelesen.“ „Hoffen Sie auch nicht auf die „Eugenoten“; darin wird der Luther-Choral gesungen. Auch nicht auf den „Propheten“, dessen einer Akt in der Kirche von Münster mitten in Westfalen spielt. Und schließlich auch nicht auf „Wilhelm Tell“, dessen Textbuch zwar von Jouy gezeichnet, aber nach Schiller gearbeitet ist, ebenso wie der „Wallenstein“ von Vincent d'Indy.“

und wie sein „Lied von der Glode“. Aus demselben Grunde müssen wir auch die „Jeanne d'Arc“ von Mermet und die von Gounod meiden.“ „Also lassen Sie uns nur noch Operetten?“ „Nicht alle. Gestern hörte ich in der Revue des Palais Royal Offenbach als den Vater der Pariser Operette feiern. Das ist ein schwerer Fehltritt. Offenbach ist in Deutschland geboren, und ich habe in einem Buch von Saint-Saëns gelesen, daß er die französische Aussprache gefälscht hätte, indem er ihr deutsche Rhythmen aufzwang. Also keine „Schöne Helena“, keinen „Blaubart“ und vor allem keine „Großherzogin“, denn die ist von Gerolstein. Aus noch viel triftigeren Gründen aber gar nicht „Hoffmanns Erzählungen“; Sie wissen, daß dieser Hoffmann in Königsberg geboren ist. Natürlich muß man auch auf Coppélia verzichten; Sie werden doch keinem Ballett Beifall klatschen, das von einer Novelle dieses Ostpreußen inspiriert ist. . . . Ich hatte schon daran gedacht, man könnte Ihnen den „Totentanz“ versprechen. Mir kommt doch ein Zweifel: die Programme schreiben das Gedicht Jean Lohor zu; aber man kann sich nicht verhehlen, daß die Idee der Totentänze durch und durch deutsch ist. Denken Sie an Holbein! Ich weiß schon, was Sie sagen wollen: Holbein stammt aus Basel — er ist aus Augsburg, mein Herr.“ „Sie sind aber auch zu streng. Selbst der Schöpfer der „Dejanira“ würde Ihren Eifer etwas herabstimmen.“ „Möglich! Aber sehen Sie, dieser Baseler, der aus Augsburg ist, sagt mir gar nichts: die falschen Neutralen, das ist das Aller schlimmste!“

Die kritische Französin. Über die kritische Französin, die die großen Taten und Leistungen der Engländer in diesem Kriege durchaus nicht sehen und anerkennen will, beklagt sich bitter ein Pariser Berichterstatter der „Times“. Bisher hatte freilich scharfe Kritik noch nie zu den Tugenden der Französin gehört; es scheint aber fast, als ob diese „ahnungsvollen Engel“ jetzt besser und klarer urteilen als ihre Männer und die hohe Regierung. Wie erfahren aus diesem Aufsatz so ganz nebenbei, daß die französische Volksstimmung, die uns sonst die englischen Blätter so gern als von Dank für die Briten überströmend schildern, nicht besser, d. h. Großbritannien freundlicher werden wird, wenn es nicht gelingt, die Frauen, die in Frankreich eine so große Rolle spielen, „von dem Opfermut und der Hilfsbereitschaft Großbritanniens zu überzeugen“. Die Französin „wird mit neuen Geschichten für und gegen uns von jedem Wind gefüttert, der bläst“. Wie stellen sich nun die verschiedenen Klassen der weiblichen Bevölkerung in Frankreich dazu? Am ehesten glaubt noch die Frau des Volkes, daß die Engländer ihre Pflicht tun. „Sie ist weniger kritisch, weniger zynisch, weniger argwöhnisch den Beweggründen der anderen gegenüber als ihre Landsmänninnen, deren Verstand stärker ist als der Instinkt, und obgleich auch sie, wie die Französinen aller Klassen heutzutage, sich weiblich über den Luxus aufregt, den die englischen Soldaten angeblich im Kriege treiben, so ist sie doch duldsamer als die Damen, denen der Luxus eine tägliche Notwendigkeit geworden ist. Die abenteuerlichsten Geschichten über den Reichtum der Ausstattung, über die Unverfrorenheit Tommies werden von den Frauen in ganz Frankreich verbreitet. Das sind zwar nur unbedeutende und unwichtige Dinge, und was die Frauen an dem militärischen Dienst billigen und mißbilligen, ist von geringem Wert, aber sie beeinflussen die Stimmung des französischen Bürgers, wie eine hartnäckige Fliege an einem Sommermittag die Nerven dessen beunruhigt, der einschlafen möchte. Diese Anschauungen verwirren die öffentliche Meinung und zerstören das schöne Vertrauen in die Pläne der Verbündeten, das für den inneren Frieden und das Gefühl der Sicherheit so wichtig ist.“ Den Grund für diese Mißstimmung in den französischen Frauengreisen gegen England sucht der Verfasser in der völligen Unkenntnis von England und der Rolle, die England im Kriege spielt. Die Frauen wissen, daß wir Truppen nach Frankreich geschickt haben, aber sie wissen auch, daß sie im Vergleich zu dem französischen Feldheer nur einen sehr kleinen Faktor darstellen. Sie sind der Ansicht, daß man die Taten der englischen Soldaten ungebührlich aufgebauscht hat im Vergleich zu dem, was ihre eigene Armee leistet, und sie halten für unnötige Verschwendung und übertriebenen Luxus, was doch in Wirklichkeit nur die bessere Organisation des Verpflegungs- und Verwundetenwesens bei den Engländern ist.“ Der Engländer wirft den Französinen Taktlosigkeit vor, weil sie immer wieder betonen, man brauche sich nicht

jeden Tag zu rastern und auf saubere Kleider den höchsten Wert zu legen, um ein tapferer Mann zu sein, weil sie dem Tommy seinen Komfort nicht gönnen. Für die Französin sei eben dieser Krieg „ein französischer Krieg“, in dem die Franzosen die Hauptlasten tragen müßten; sie glaube, daß „England sich drücke und sie im Stich lasse“, und sie befindet sich in einer beklagenswerten Unkenntnis über all das, was die englische Flotte und das englische Geld vollbringen. Die Französin empfindet es als bitter, daß in England das Geschäft blüht, daß man sich in England amüsiert und daß es unter dem Krieg noch gar nicht gelitten hat. „Es ist zweifelhaft“, schließt der Aufsatz, „ob der Anteil Englands an diesem Krieg der Masse des französischen Volkes jemals in einem klaren und gerechten Lichte erscheinen wird, denn wir sprechen nicht nur verschiedene Sprachen, sondern wir denken auch in sehr vielen Dingen verschieden, und die Kritik der Frauen wird viel dazu beitragen.“

Was ein Dreadnought verbraucht. Von den Riesenboräten an Brennstoff, Munition und Lebensmitteln, die die modernen schwimmenden Festungen mit sich herumführen, wird in einer Zusammenstellung der „Lectures pour Tous“ das folgende gigantische Bild entworfen: Ein französisches Panzerschiff vom Typ des „Danton“ verbrennt 2000 Kilo in der Stunde bei einer Geschwindigkeit von 11 Knoten, 19 000 Kilo in der Stunde, wenn sich die Geschwindigkeit auf 20 Knoten erhöht, und am Ende von 115 Stunden sind seine Kohlenkammern geleert. Die englischen und deutschen Dreadnoughts haben etwa zehn bis zwölf 305-Millimeter-Kanonen an Bord, von denen jede 150 Schüsse abgeben kann. Die Gesamtkosten der Munition, inbegriffen der großkalibrigen, stellen sich bei einem Geschütz auf 450 000 Franken, bei zehn Geschützen auf 4 500 000 Franken und bei zwölf auf 5 200 000 Franken. Wenn also pro Geschütz und Minute ein Schuß abgegeben würde, so würde diese ansehnliche Summe bereits in 2½ Stunden verausgabt sein. Ein englischer Dreadnought mit einer Besatzung von etwa 900 Mann hat in Kriegszeiten folgende Lebensmittelmassen an Bord: 30 Tonnen frisches Rindfleisch, 60 Tonnen Kartoffeln, 6 Kisten Tafelsalz, 300 Pfund Bohnen, 72 Kisten Biskuits, 225 Pfund Makkaroni, 4 Kisten konservierte Karotten, 750 Pfund Soda, 12 Duzend Flaschen mit pulverisiertem Pfeffer, 8 Duzend Dosen mit Erbsen, 300 Pfund deutsche Würstchen, 50 Fässer mit Schweinefleisch, 65 kleine Tonnen mit Margarine, 180 Speckseiten, 4 Kisten konservierte Pastinaken, 150 Kisten mit Schokolade, 6 Kisten mit Äpfeln in Dosen, 2 Kisten mit getrockneten Äpfeln, 8 Kisten mit Heringen in Tomatensauce, 24 Duzend Flaschen mit Sauce, 8 Duzend Ananas-Dosen, 12 Duzend Dosen mit Bienen, 24 Duzend Pfirsich-Dosen, 300 Pfund Korinthen, 300 Pfund Bananen, 300 Pfund Tapioka, 300 Pfund Pflaumen, 6 Kisten Nieren, 8 Kisten Zunge, 12 Kisten Schweinefleisch in Dosen, 225 Pfund Perlgräuben, 6 Kisten Sardinen, 120 Schachteln mit Keks, 36 gelochte Schinken, 30 ganze Käse, 2250 Pfund Salzische, 24 Dosen Bücklinge, 12 Dosen mit Schellfisch, 15 mit sauren Heringen, 720 frische Eier, 70 Kisten Tomaten, 200 Schachteln mit frischen Tomaten, eine halbe Tonne Zwiebeln, 1000 Schachteln Zigaretten.

Mahnung. Diese Verse sind von einem siebzehnjährigen Kriegsfreiwilligen, der bereits zweimal verwundet, nun zum drittenmal im Felde steht.

Im Westen.

Sie alle, die zu Hause bleiben,
Sie wissen nicht, was Krieg bedeutet,
Wenn nur recht oft die Glode läutet,
Wenn nur die Blätter Gutes schreiben.

Sie jubeln, wenn wir draußen siegen,
Und wissen nicht, wie wir gestritten,
Und ahnen nicht, was wir gelitten,
Wie viele tot im Felde liegen.

Oh, sähen sie die bleichen Wangen,
Und könnten sie die Schmerzen fühlen,
Die uns in unsrer Seele wühlen,
Das Lachen wäre bald vergangen.

Wenn Gloden neue Siege melden,
Dann geht in eure stille Hütte
Und betet in der Lieben Mitte
Und denkt der braven toten Helden.

Gefr. Karl Reichel, z. Z. im Westen.